Gedächtnisre... zur Feier der hundertjährig... Wiederkehr von ...

Albert Köster

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class 868
K 15

Digitized by Google

Gedächtnisrede zur Feier der hundertjährigen Wiederkehr von Schillers Todestag am 9. Mai 1905

gesprochen von Albert Köster

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Leipzig 1905 · Verlag von Carl Ernst Poeschel

Digitized by Google

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Eine Nänie stimmen wir an in diesen Frühlingstagen; um einen Großen unter den Menschen zu feiern, sind wir in ernster Betrachtung hier versammelt. Und doch: nichts liegt uns ferner, als etwa den 9. Mai zu einem Tag der Trauer zu machen; unser innerstes Empfinden fordert uns vielmehr auf, diese Gedenkfeier zu einem Fest des Dankes zu gestalten. Denn er, in dessen Namen wir vereinigt sind, er ist auch heute noch der Gebende und wir die Schuldner.

Was aber sollen wir am heutigen Tage betrachten: den bewunderungswürdigen Menschen, der vor hundert Jahren die Augen schloß, oder die Dichtungen, die er uns hinterlassen hat? Was gilt uns größer: das Resultat seines Lebens oder dieses Leben selbst, das Werk oder das Wirken? Auf solche Frage gibt er mit eignem Munde uns die Antwort:

Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie tun, edle mit dem, was sie sind.

In der Tat, er selbst war mehr als alles was er geschaffen hat; sein größtes Werk ist doch sein Leben gewesen, weil es sein größter Sieg war. So sei denn unsre heutige Pflicht, ihm im Geiste noch einmal ein Monument aufzurichten, ihm ganz allein. Wohl ist es sonst des Historikers Pflicht, zu zeigen, was jede große geschichtliche Persönlichkeit von ihrer Zeit empfing und reichen Maßes wieder zurückgab. Aber heute gilt es in den Sockel des Standbildes nur den einen Namen einzugraben: Schiller, und dem inneren Auge den Menschen zu zeigen ohne umschwebende Allegorien und ohne Troß, der ihn bedrängt und ihn verschwinden macht.

Aber wiederum: nicht ein starres Bild wollen wir vor uns hinstellen. Schiller war der Beweglichsten einer, in immerwährendem Wandel und Fortschritt begriffen. Und so wollen denn auch wir uns beweglich erweisen und den Pfad mit ihm schreiten, den er selbst gegangen ist zu seiner Läuterung und zur Bän-

Digitized by Google

digung seiner Kraft. Es ist ein steiler und steiniger Weg. Aber uns Deutschen ist es ja eigen, was die Ausländer so schwer begreifen, daß wir unsre Augen nicht mit Vorliebe auf denen ruhen lassen, die des Daseins Welle mühelos emporgehoben hat, sondern auf jenen Kämpfernaturen, jenen Tapferen, die dem Leben die Stirn geboten haben. Leid und Wunden eines großen Menschen sind uns ehrwürdig, mag er nun unterlegen sein, mag er triumphiert haben.

So lassen Sie uns denn heute noch einmal, ohne auf die einzelnen, wahrhaft dramatischen Episoden einzugehn, die einfachen Linien von Schillers Leben betrachten, die uns in so manchen Darstellungen leider durch das Übermaß des Beiwerks oder durch philiströse Umdeutung verhüllt werden; lassen Sie uns noch einmal schnellen Blickes überschauen, über welche Stufen Schiller zu der Höhe seiner Künstlerschaft ringend emporgeklommen ist, um dann zu betrachten, wie dieses reiche Leben bis heute fortgewirkt hat.

Wir zitieren gern jene mephistophelische, in diesem Fall aber auch Goethische Beobachtung, daß die Menschen gar so oft außer acht lassen, wie bei ihren Taten und Erfolgen sich Verdienst und Glück verketten. Schiller ist einer der wenigen gewesen, bei denen das Verdienst überwiegt. Und das eben macht ihn als Menschen so groß. Nicht als ob es seinem Leben an Sonnenschein gefehlt und als ob er selbst nicht auch einmal sich undankbar geäußert hätte. Das Schicksal hat es oft gut mit ihm gemeint; ihm ist weit hinaus, schon bei frühen Lebzeiten, der Ruhm eines großen Dichters und in der Stille viel Freundschaft und häusliches Glück zuteil geworden. Aber dennoch verdankt er in den meisten Fällen den Ansporn zu weiterer Selbsterziehung nicht dem, was wir in menschlicher Kurzsichtigkeit unmittelbar als ein Glück bezeichnen möchten; er verdankt ihn vielmehr den schwersten Prüfungen, die das Leben auferlegt und die erst er selbst durch seine Energie dazu zwang, ihm dienstbar und dadurch glückbringend zu werden.

Digitized by Google

Anfangs war er trotz der Dürftigkeit der Familie weich gebettet. Das Kinderidyll in Lorch blieb ihm auch in Lebensstürmen eine teure Erinnerung. Er wußte, warum er später die Jungfrau von Orleans und den Demetrius in solchem Jugendparadies zeigte; er wußte, was es heißt, wenn die Blicke des gereiften Menschen sich zu so einem Asyl des Friedens zurückwenden können.

Hohen Ehrgeiz hat er als Knabe noch nicht gehabt. Er träumte sich in eine schwäbische Pfarrstelle hinein; und auch des Vaters Phantasie beharrte, wenn er sich die Zukunft des Sohnes ausmalte, bei solchen Vorstellungen eines holden Philisteriums. Aber unter der Hülle keimt es doch schon in dem Knaben. Wir alle kennen jene Erzählung, wie er als kleiner Bube, angetan mit der schwarzen Schürze der Schwester, den Stuhl zur Kanzel macht und nun energisch Gehör fordert für seine Predigt. Es ist das eine nur mangelhaft verbürgte Anekdote; aber sie enthält mehr innere Wahrheit, als mancher umständliche Bericht. Sie läßt die Begabung des Mannes schon bei dem Knaben als Anlage hervortreten. Ihr Sinn ist: in diesem Kinde steckt ein künftiger Redner.

Und das hat sich als wahr erwiesen. Schillers ganze Poesie — das ist ihre Stärke und ihre Schwäche — hat rhetorischen Charakter. Alles was er je geschrieben hat, ist gesprochene Rede; selbst seine Abhandlungen wirken am reinsten, wenn man sie in dem Tempo eines lebhaft geführten, eindringlichen Gespräches, aber ohne jeden lehrhaften Ton, laut vorliest. Denn nicht lehren, sondern erheben will er, die Phantasie und die Empfindung beschäftigen. Er fühlte sich zeitlebens nur dann in seinem Elemente, wenn er sich manifestieren, die Bewegung seines stark arbeitenden Gemüts auf ein möglichst großes Publikum übertragen konnte.

Und diesen Knaben, als er schon nah an der Schwelle des Jünglingsalters steht, sperrt landesherrlicher Machtspruch oder, wie die Interpretation war, landesväterliche Fürsorge auf acht

Digitized by Google

Jahre in die Militärakademie. Eine furchtbare Prüfung für einen Menschen, der schon Lebenspläne gemacht hatte.

Die Akten über den Herzog Karl Eugen sind geschlossen. Kein Zweifel: er hat wie mancher absolute Herrscher, wenn nur erst seine eignen fürstlichen Launen ausreichend befriedigt waren, für seine Landeskinder die besten Absichten an den Tag gelegt. Auch die Militärakademie war, abgesehen von einzelnen unerhörten Erziehungsgrundsätzen, ein vortrefflich geleitetes Institut; Hunderte von Jünglingen haben denn auch ungefährdet und sogar zu ihrem Heil den Drill dieser Anstalt über sich ergehen lassen. Nur für eine Natur wie Schiller war solche Erziehung eine Qual. Wir können aus weiter Ferne heute leicht beweisen, daß wir Werke wie die „Räuber" und „Luise Millerin" nie würden erhalten haben, wenn ihr Dichter nicht die Knechtung am eignen Leibe gespürt hätte. Was aber ihm selber diese Jahre bedeuteten, ist unausdenkbar und nur aus jenen revolutionären Jugendwerken selbst zu erschließen. Er, der geschaffen war, wie ein Baum des Hochwalds aufzuwachsen, er mußte hier im Treibhaus sich ducken und einbequemen; er, dem die Wahrhaftigkeit auf der offnen, hohen Stirn geschrieben stand, er mußte, ohne daß er sich dessen anfangs bewußt wurde, heucheln und schmeicheln lernen. Er, der schon aus manchen Gerüchten und aus den heimlich gelesenen Dichtungen der Stürmer und Dränger wußte, wie überall das deutsche Bürgertum den Druck der Bevorrechteten empfand, er mußte mit zehnfach stärkerem Temperament diesen Druck jahrelang selbst ertragen. Und vor allem: Er, der, wie er einmal veranlagt war, sein Weh hätte in die Welt hinausschreien mögen, er mußte schweigen. Das war das Härteste.

Und wer will nun sich wundern, daß, als endlich ihm die Zunge gelöst wurde, zuerst Werke von einer rücksichtslosen Überkraft, voll schäumender Entrüstung, voll Roheit und Maßlosigkeit ans Licht traten! Trotz allem, was kühler Verstand an ihnen benörgeln mag, sind sie schön, diese brausenden Dichtungen, schön wie der Zorn, der sie geschaffen hat.

Digitized by Google

Aber nur ein paar Jahre durfte die Leidenschaft sich so gehn lassen; dann rief der junge Dichter selbst sich zur Besinnung.

Die Gründe sind bekannt, weshalb er sein Vaterland verließ und von Stuttgart nach Mannheim übersiedelte. Die Bedeutung dieses Schrittes ist aber nicht nur die einer Sicherstellung seiner eignen Person; sondern diese Flucht allein ermöglichte es, daß Schiller aus einem schwäbischen Dichter ein deutscher Dichter wurde, was ihm in seiner engeren Heimat nie gelungen wäre. Denn an dem großen geistigen und künstlerischen Aufschwung des 18. Jahrhunderts ist Oberdeutschland auffallend wenig beteiligt. Fast alle namhaften Dichter, Hagedorn und Gellert, Klopstock und Lessing, Herder, Lenz, Goethe, Klinger, Bürger, Hölty, Voß, und wie sie heißen mögen, sie sind Mittel- oder Niederdeutsche gewesen. Und die wenigen angesehenen Oberdeutschen, wie Wieland und Schiller, haben den vaterländischen Boden verlassen und sich zu jenen andern gesellt.

So legte auch Schiller schon in Mannheim und an seinen späteren Wohnsitzen manche Einseitigkeit seiner Stammesart ab; vielleicht wird ein Schwabe ihm sogar vorwerfen, er habe zu viele Zugeständnisse gemacht. Und gar so unrichtig würde das nicht sein; denn die Veredlung von Schillers Kunst ist mindestens nach der sprachlichen Seite hin zugleich eine Verarmung gewesen. Hatte der junge Dichter in seinen ersten Dramen und in der Anthologie von 1782 die Alltagsrede seiner Heimat nachgeahmt, schwäbische Reime durchschlüpfen lassen und sogar Versuche mit volkstümlichen Stoffen gemacht, so schwindet das in wenigen Jahren völlig, seitdem er in Mannheim Umgang mit der großen Welt gefunden, sich ein würdevolleres Auftreten anerzogen und eine engere Berührung mit der französischen Dichtkunst gesucht hat. Seitdem hat Schiller für alle Zeit, mit einziger Ausnahme vielleicht von „Wallensteins Lager", in seinen Versen und seiner Prosa nur die gewählte Schrift- und Umgangssprache der höheren Gesellschaft seiner Zeit geredet, sich stets in der gleichen vornehmen, und doch nicht unnahbaren Höhe und in absichtlich ein-

Digitized by Google

geschränktem Kreise der Wortwahl gehalten. Zwischen der Sprache des „Don Carlos“ und der der höfischen Personen in „Luise Millerin“ besteht ein so großer Unterschied, daß wir dem Dichter zugestehn müssen: er hat die Mannheimer Lehrjahre nach dieser einen Richtung hin wahrlich ausgenutzt.

Aber Schiller ist auf diesem Wege künstlerischer Durchbildung nicht stetig fortgeschritten; auf die Mannheimer Zeit folgen Jahre, in denen wir an ihm irre werden könnten. Fern sei es von uns, an die selbstlosen Freundschaftsdienste, die ihm Körner leistete, nur mit einem leisen Worte der Kritik zu rühren. Das Verhalten dieses edlen Mannes steht so hoch da, daß wir auch ihn in die Dankgefühle des heutigen Tages mit einschließen müssen. Aber anders sehen die Dinge von Schillers Seite aus. Wenn er plötzlich in der Pfalz alle Brücken abbrach und nach Sachsen übersiedelte, so hatte er dafür keinen andern Grund, als daß er eben dem Ruf der Freundschaft folgte. Mit seinen künstlerischen Aufgaben hatte das gar nichts zu tun. Und wenn er Jahre lang in Sachsen blieb, hier nur den „Don Carlos“ vollendete, sonst aber Pläne auf Pläne faßte und alle unausgeführt liegen ließ, so kommen wir doch zu dem Urteil: so schön diese hingebende Pflege von seiten der Freunde sich bewährte, für Schillers Charakter, der sich im Kampfe erst stählen sollte, war sie zu weich.

Wie gern würden wir, um unsrer heutigen Feier auch einen persönlichen Klang zu verleihen, bei dem bescheidenen Häuschen in Gohlis Halt machen, das gewiß noch keiner ohne Rührung betrachtet hat. Aber wir müssen der Wahrheit die Ehre geben: Leipzig und Dresden war kein günstiger Boden für den Dichter. Die Jahre des sächsischen Aufenthaltes haben seine Entwicklung nur verzögert.

Schiller mußte, um die alte Schaffenskraft zurückzugewinnen, seine Selbsterziehung dort wieder aufnehmen, wo er sie sich in Mannheim hatte aus den Händen gleiten lassen. Oder mehr noch: er mußte sich entschließen, ganz neue entsagungsvolle Pfade zu betreten.

Digitized by Google

In seiner Stuttgarter Periode hatte er, je mehr er vom Menschenverkehr abgesperrt war, geglaubt sympathisieren zu können mit der ganzen Welt. Es war ihm ein Bedürfnis gewesen, mitzuschwärmen mit den Genossen seiner Jugend und mit den Gestalten seiner Dichtungen. Er konnte ein Gefühl des Alleinseins nicht ertragen. „Stünd' im All der Schöpfung ich alleine, Seelen träumt' ich in die Felsensteine," so ruft er in seiner Freundschaftsode; und noch in Dresden klingt es aus dem gleichen Gefühl heraus: „Seid umschlungen, Millionen!"

Aber er hat umlernen müssen. Je klarer er seine Lebensaufgabe vor sich sah, desto festeren Boden gewann in ihm die Überzeugung, daß er das Wertvollste, was seine Begabung heischte, in dem Gewirr des menschlichen Getriebes und in der Mitberatung der Freunde nicht finden werde, sondern daß er sich eine Zeit, vielleicht eine lange Zeit des Selbstbesinnens auferlegen und sich vor der Welt ohne Haß verschließen müsse. Als er von Dresden nach Weimar zog, hoffte er wohl noch, dort an dem kunstsinnigen Hofe eine Rolle spielen zu können; gerade in Weimar aber wurde ihm die höhere Pflicht offenbar.

Wer immer in der Kunst, der Wissenschaft oder sonst einem Gebiete menschlicher Mission nur dem Beruf im eigentlichsten Sinne dieses Wortes folgt, wer nur auf die Stimme des innewohnenden Genius horcht, nur ihm die Verantwortung für das Leben und das Wirken überläßt, um den wird es einsam mit der Zeit, so einsam, daß er wohl zuzeiten schaudern mag. Wohl kann er von der Höhe herab, je weiter der Weg bergan führt, zu immer breiteren Massen sprechen; auch dringt aus der Tiefe der Wiederhall und Beifall der Menge herauf: er selbst aber wandelt auf dem Höhenweg allein.

Diese freiwillige Einsamkeit hat Schiller gewählt; er hat aber auch den Segen der Isolierung erfahren. Seine Kraft und sein Kraftgefühl wuchs, als er auf sich allein gestellt war, und aus tiefster eigner Überzeugung konnte er später seinem Tell das Bekenntnis in den Mund legen: „Der Starke ist am mächtigsten allein."

Digitized by Google

Schillers Briefe aus der Weimarer Einsiedelei sind meist nur Ausdruck von Augenblicksstimmungen. Wollen wir wissen, was zutiefst in seiner Seele vorging, so müssen wir das große Bekenntnis befragen, das er in dem Gedicht „Die Künstler" 1788/89 niederlegte.

Künstler! — Das Wort ist heute traurig entwertet. Jeder kleine Fachgebildete nennt sich so; und vielleicht nur die wenigen, in denen echte Künstlerschaft lebt, tragen eine heilige Scheu, den Namen für sich in Anspruch zu nehmen.

Im 18. Jahrhundert hatte man den Begriff erst wiederentdeckt. Früher hatte als Dichter der gegolten, der nach guten Mustern saubere Verse machte, und zwar möglichst viele. Und sein Lohn war der unmittelbar gespendete Beifall gewesen, der meist schon dem Buche selbst gedruckt beigegeben wurde. Erst das 18. Jahrhundert hatte in dem Dichter den Künstler, und in dem Künstler die große Persönlichkeit wiedergefunden. Klopstock in dem Gefühl seiner eignen Begnadung ist einer der ersten gewesen, der das schon in früher Jugend ausgesprochen hat. Als er die Dichter seiner Zeit im Geist an sich vorüberziehen läßt und bei Hagedorn betrachtend stille hält, da widmet er ihm die Worte:

Dein Leben ist
Viel süßgestimmter, als ein unsterblich Lied.
Du bist in unsokrat'schen Zeiten
Wenigen Freunden ein teures Muster.

Damit hat er den Zeitgenossen eine herrliche Erleuchtung gebracht. Unter den Dichtern der Vergangenheit und Gegenwart rücken seitdem wieder die an die erste Stelle, die als vorbildliche Menschen am höchsten stehn und deren Werke reinster Abdruck ihrer eignen geläuterten Persönlichkeit sind. Und das Kennzeichen für dieses Schaffen, für diese rastlose Erfüllung einer auferlegten Mission, ist nicht mehr die satte Selbstzufriedenheit früherer Tage, sondern die ewig vorwärtsspornende Unbefriedigung, die aus einer herben Selbstkritik entspringt. Erst fern am Ziel (wenn je das Ziel erreichbar ist) winkt der Lohn, der nun nicht mehr im lauten

Digitized by Google

Beifall der Menge besteht, sondern in der leisen Zustimmung des eignen schöpferischen Innern: Siehe, es ist gut.

So lernte auch Schiller empfinden in den Tagen seiner Einsamkeit. Wenn es in seiner Seele Gewißheit wurde, daß auch er ein Künstler sei, so schöpfte er daraus nicht eine bequeme Genugtuung, sondern das Gefühl einer hohen Verantwortlichkeit, die er in jenem ernsten Bekenntnis auch allen übrigen Künstlern auferlegte. Aus ihr aber wiederum ging der Wunsch und die Notwendigkeit hervor, sich der hohen Würde wert zu machen.

Schiller fühlte sich noch nicht gerüstet; und nicht im Schaffen, sondern zum Schaffen wollte er reifen. Seine Jugendproduktion war noch roh empirisch gewesen, seine bisherige Weiterentwicklung nur Stückwerk. Jetzt beschließt er, der geborene aber noch nicht ausgebildete Künstler, für eine lange Frist der Kunst zu entsagen, eine ganze Kette von Jahren an seine Studien zu wenden und auf einem weiten Umweg einen strengen Erziehungsgang zu durchschreiten, der ihn erst spät zum poetischen Schaffen zurückführte. Nie ist Schiller größer gewesen, als damals, da er diese Entsagung übte. Und wohl auch nur in dem pädagogischen 18. Jahrhundert war solch ein Entschluß möglich.

Damals hat Schiller, gleichsam um sich in seinem Vorhaben noch zu bestärken, die Professur in Jena angenommen. Und wieder liegt wohl die Aufforderung nahe, unsrer akademischen Zusammenkunft ihren besonderen Charakter zu geben, indem man Schiller als Lehrer der Hochschule feiert. Aber auch das würde eine Verzeichnung des Bildes zur Folge haben. Schiller hat dem Lehrkörper Jenas angehört in der Ruhmeszeit dieser Universität; man hat seinen Namen mit Stolz in den Vorlesungsverzeichnissen geführt, auch als er nie mehr das Katheder betrat. Aber sein öffentliches Wirken war nur von kurzer Dauer und geringem äußeren Erfolg. Auch hier gelang es ihm nur, der Redner zu sein; die Begabung des Lehrers fehlte ihm. Er hat sein Bestes immer nur in privater Unterredung geben können.

Jena aber ist der geweihte Ort seiner wahrhaft heroischen

Digitized by Google

Kämpfe und Siege geworden. Hier setzte Schiller zunächst seine in Weimar begonnenen historischen Arbeiten fort, die ein wichtiger Hebel für seine innere Befreiung wurden. Er sah die Aufgabe des Geschichtsschreibers — denn nur das, nicht Geschichtsforscher wollte er sein — darin, daß er hinter den Fragmenten der Überlieferung und hinter aller absichtlichen und unabsichtlichen Entstellung die höhere psychologische Wahrheit nicht nur zu suchen und zu finden, sondern sie nötigenfalls auch ergänzend zu erfinden habe. Und nach dieser Richtung hin hat Schiller, auch später noch in seinen Dramen, eine gewaltige Energie der Gestaltung bewiesen: um Wallensteins Beweggründe und Taten mag die Wissenschaft noch Jahrhunderte streiten, in der Phantasie des Volkes bleibt der gewaltige Generalissimus fortan so stehen, wie ihn Schiller gezeichnet hat.

Solche Aufgaben psychologischer Analyse, vor die der Dichter hier gestellt wurde, mußten ihm oft genug Ersatz bieten für den Mangel an Umgang mit lebenden Menschen. Und auch sonst verbanden ihn diese Beschäftigungen aufs Engste mit seiner Zeit. Denn Schiller hat die Geschichte stets, ja fast ausschließlich als Vorbedingung für das Verständnis der Gegenwart aufgefaßt. Und so führen denn von hier nur kurze Brücken zu jenen Aussprüchen, in denen er auf seine Art Stellung zur politischen Lage seiner Zeit nimmt. Immer aber muß man von Jahr zu Jahr erkennen und bewundern, wie Schiller in Bewegung, in Entwicklung bleibt, wie er immer aufs neue sich aus beengenden Schalen befreit. Es ist darum, wenn man nach seinen historisch-politischen Überzeugungen forscht, ganz falsch, ihn bei irgend welchen Bekenntnissen, etwa bei jenen Sprüchen, die er zehn Jahre vor seinem Tode dichtete, festnagelt. Bei jedem Wort, das man von ihm zitiert, muß man hinzufügen: „Das hat er in dem und dem Jahre gesagt", und dann schauen ob er sich nicht später anders geäußert hat. Denn dieser bedingungslos Ehrliche hat nie gezögert, überwundene Urteile wenn nicht zu widerrufen, so doch durch bessere zu ersetzen.

Digitized by Google

Den ganzen Ernst seiner Selbsterziehung sieht man dann weiter in seinen philosophischen Schriften, die eigentlich der Schlüssel zu seinem ganzen Wesen sind, viel zu wenig gekannt und viel zu wenig geliebt. Das sind nicht Belustigungen des Verstandes und Witzes; das sind auch nicht Emanationen eines rein spekulativen Geistes, dem der Ausbau seines philosophischen Systems Selbstzweck ist; sondern das sind Gespräche, die ein ringender Künstler mit sich selbst anstellt und die er darum auch nur bis zu dem Punkte führt, an dem ihm die erwünschte Klarheit zuteil wurde. Diese stolz-bescheidenen Fragmente, die von Phantasie und Begeisterung erfüllt sind, abstrakt zu ergänzen, sie in ein System hinein zu zwingen, das ist schon ein Verkennen ihrer Eigenart. Ja, selbst ein Vergleich dieser Schriften mit den Kritiken Kants, denen sie ja viel, wenn auch nicht ihr Schönstes verdanken, ist nur dann am Platz, wenn man sich stets der verschiedenen Zwecke beider Denker bewußt bleibt. Die Merkmale, die der strenge Kantianer zu bemängeln geneigt ist, Schillers Ringen um die objektiven Merkmale des Schönen, seine Vermischung von Ästhetik und Ethik, seine Auflösung von Kants starrem Pflichtbegriff, der seinem künstlerischen Sinne weh tat — gerade diese Züge führen am tiefsten in Schillers Wesen ein.

Die historischen und philosophischen Schriften, dazu die Briefe des Dichters und die Berichte von Zeitgenossen, das sind die lauten Zeugnisse dafür, wie Schiller in den Jenaer Jahren an sich arbeitete. Was er darüber hinaus mit sich ganz allein auszumachen hatte, entzieht sich unserm Wissen. Aber wir brauchen nur einen Blick auf die leidgeprüften Züge seines edlen Antlitzes zu tun. Auch die sprechen von jahrelangen Kämpfen und einem letzten großen Sieg. Er, der ein kräftiger Knabe und Jüngling gewesen war, trug seit Mannheim ein schweres Siechtum in sich, das in der langen Stubenarbeit von Weimar und Jena so zunahm, daß es sich als unheilbar erwies. Seit dem Jahre 1791 sind alle Werke Schillers unter dem Vorgefühl eines frühen Todes entstanden; und wer zu hören versteht, kann manchen Laut der

Digitized by Google

Selbstbeherrschung oder der gefaßten Trauer vernehmen, wie ihn das Leiden dem Dichter abgepreßt hat, nie aber einen Ton schwächlicher Klage. Er hat seinem Wallenstein das triumphierende Wort in den Mund gelegt: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut." Dies Wort durfte er auch im eignen Namen sprechen; es kann ein Motto für die letzten Jahre seines Lebens, eine Unterschrift unter sein Standbild sein.

Sieben Jahre ist Schiller die einsamen Pfade seiner Läuterung gegangen, auf denen wir ihn begleitet haben. Jetzt erst durfte er zu seiner Kunst zurückkehren, die in all der Zeit die Sehnsucht seiner Tage und Nächte geblieben war. Und jetzt auch erst durfte er sich dem größten Künstler seiner Zeit an die Seite stellen. Bisher hatten Goethe und Schiller, jeder mit sich selbst beschäftigt, einander meiden müssen. Für das letzte Jahrzehnt von Schillers Leben aber gehörten sie, nachdem sie alle dichterischen Zeitgenossen an innerer Entwicklung hinter sich gelassen, auf das engste zusammen.

Die Früchte ihrer wechselseitigen Anregungen sind Allgemeinbesitz; wir brauchen auf sie nicht hinzuweisen. Auf Schillers Seite war nach den kleineren Ernten der Xenien und Balladen der „Wallenstein" der herrlichste Triumph, auch er, ganz nach dieses Dichters Art, Resultat eines stolzen Kampfes. Wohl hat Schiller die dramatische Kunst der Alten hingebend verehrt, wohl hat er Shakespeare seit Jugendtagen gehuldigt; selbst gegen die französischen Klassiker ist er allmählich gerecht geworden. Jetzt aber strebte er über sie alle hinaus zu etwas, was ihm und uns höher stehn muß als alle Bewunderung des Auslands: zu einer nationalen Kunst. Etwas scheinbar Unmögliches hatte er sich zum Ziel gesetzt: die beiden höchsten Gipfel bisheriger dramatischer Leistungen wollte seine Gigantenfaust gegeneinander beugen, den Ossa auf den Pelion türmen, Sophokleische Kunst mit Shakespearischer zu einer höheren, den deutschen Bühnenverhältnissen entsprechenden Einheit verschmelzen. Und soweit unsre Phantasie sich das vorstellen kann, ist ihm allerdings der kühne Versuch

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

geglückt. Nicht nur die technischen Vorzüge zweier Stilgattungen, sondern auch, ins innerste Gefüge der Handlung greifend, hat er die Vorstellungen vom Walten des Schicksals aus dem griechischen und dem englischen Drama zu neuer Harmonie verbunden.

In den Jahren seiner Verbindung mit Goethe bilden sich nun bei Schiller die Züge völlig aus, durch die er sich für alle Zeiten ebenso begeisterte Freunde, wie entschiedene Gegner geschaffen hat. Da er an sich selbst bewiesen hatte, welche Siege ein starker Geist über einen kranken Körper davontragen und welche Mäßigung ein eiserner Wille selbst einer anfangs maßlosen Natur abgewinnen könne, so stellte er ebenso hohe Anforderungen auch an andre, an die Künstler zunächst, dann aber auch an sein Publikum. Sein Bedürfnis, den Hörer oder Leser unwiderstehlich mit emporzuziehen in die Höhen, wo er selbst heimisch war, traf mit leidenschaftlichen Wünschen großer Teile des Volkes zusammen. Wer sich nicht mit eigner Kraft aus den Niederungen des Lebens hinaufarbeiten konnte, der fand hier hülfsbereite Arme, die ihn in eine verklärtere Welt entrückten. Er mußte nur den Glauben an diese ideale Welt mitbringen.

So ist es gekommen, daß Schiller nicht, wie man feindselig gesagt hat, der Dichter der Unreifen und Unmündigen geworden ist, sondern der Dichter der blühenden Jugend, der Jugend, die nicht deshalb an Ideale glaubt, weil sie sich tatenlos an ihrem Anblick weiden möchte, sondern weil sie in der Brust noch die Siegesgewißheit fühlt, diese Ideale verwirklichen zu können. Oft ist ja dann freilich die Erfahrung gemacht und ausgesprochen worden, daß der reife Mann sich minder willig der Einwirkung Schillerscher Dichtung hingebe, offenbar weil er zu ihrer Geschlossenheit so gar nichts aus der eignen Erfahrung und Phantasie hinzutun kann. Ebenso oft aber hat man bemerkt, daß Menschen nach einer Zeit der Entfremdung freien Schrittes zu Schiller zurückgekehrt sind. Denn in der Tat, den Weg zu ihm kann jeder einmal wiederfinden, der entweder zuzeiten sich noch voll Pietät in die Träume seiner eignen Jugend zurückversetzen

Digitized by Google

kann, oder der die Ideale dieses Dichters als geschichtlich bedingte Ideale aufzufassen vermag, oder der hinter all dieser leuchtenden Poesie immer ihren ernsten Verkündiger erblickt, den Menschen mit der unanfechtbaren Lauterkeit und Festigkeit des Charakters, den Mann, der lieber ein Pamphlet schrieb, als daß er eine unwahre Huldigung ausgesprochen hätte. Wo dieser Mann gehuldigt oder Verehrung bekannt oder vor Idealen gekniet hat, da ist es in des Herzens reinster Wahrhaftigkeit geschehen.

Größeres nun, als den Wallenstein, hat Schiller nicht geschaffen. Dies Drama ist das Ergebnis unverdrossenen Kunstfleißes; und es ist Schiller deshalb so herrlich gelungen, weil er hier, wie seine Natur es verlangte, sich eine lange Arbeitszeit gegönnt hatte. Er konnte nicht schnell produzieren, hatte zum Journalisten wie zum Gelegenheitsdichter im landläufigen Sinne nicht die geringste Begabung. Drum sind ihm, als er nun hinfort die errungenen Kunstmittel rascher und bequemer handhabte, nicht mehr Werke vom gleichen Schwergewicht gelungen. Unermüdlich aber blieb er bis an das Ende; die letzten Fieberphantasien verrieten noch den qualvoll weiterschaffenden Künstler. —

Unmittelbar nun nach seinem Tode beginnt sein intensives Weiterwirken. Und dreimal schon in der kurzen Spanne eines Jahrhunderts hat er die Kraft und Fülle seiner Anregungen bewiesen. Das steht ohne Beispiel in dem Nachleben eines Künstlers da. Die Popularität, die er schon bei Lebzeiten errungen, steigerte sich noch im deutschen Befreiungskriege. Die aufwärts reißenden, oft gewaltsamen Weckrufe seiner Begeisterung, der bei aller Vornehmheit doch gemeinverständliche Ausdruck seiner erhabenen Vorstellungen und Gesinnungen, die gleichmäßig breiten Schwingungen seiner Verse gaben, vereint mit den Weiherhythmen Mozartscher Musik, für jene Zeit den rechten Klang. Das jählings wie in Betäubung zusammengesunkene und dann wieder wunderbar schnell erstarkte Volk hat sich berauscht an diesen brausenden Orgelklängen unsrer Sprache. Und wer als vaterländischer Sänger damals die Stimme erhob, er wurde, wenn auch nur vorübergehend, in

Digitized by Google

den Bannkreis des Telldichters hineingezogen. So gab Schiller noch im Tode seinem Volke zu den Waffen von Eisen die Waffen des Worts.

Und dazu kam, daß die Situationen der letzten Dramen, die er gedichtet hatte, seltsame Analogien boten zu der Gegenwart von 1813. Wenn man sich die französische Monarchie unter Karl VII. vorstellte, wie sie dem Untergang nahe war und dann wundersam gerettet wurde, oder das kleine Hirtenvolk der Schweiz, das sich gegen den unerträglichsten Tyrannendruck verbündete und waffnete, wenn man klopfenden Herzens die Bekenntnisse der Vaterlandsliebe vernahm, die der Dichter seiner Jungfrau von Orleans, seinem Stauffacher, seinem Attinghausen in den Mund gelegt hatte, wenn man Worte hörte, wie:

Es ist ein Feind, vor dem wir alle zittern,
Und eine Freiheit macht uns alle frei,

dann mußte Schiller der erregten Phantasie wahrlich als ein Prophet gelten, der er in Wirklichkeit nicht gewesen ist, und zwar als ein Prophet, dessen Orakel eingetroffen seien und dessen Worte drum auch weiterhin jedes Zutrauen verdienten.

In weiten Kreisen setzte sich, von Jahr zu Jahr zunehmend, die Vorstellung fest, als seien alle spruchartig sich abrundenden Verse Schillers, gleichviel welcher Person seiner Dramen er sie zuteilt, auch in des Dichters eignem Namen gesprochen, als seien sie schlechthin allgemeingültig und ihr Autor für jedermann in allen Lebenslagen und Verlegenheiten der unanfechtbare Berater. Diese ins Breite gehende Popularität des Dichters, so schön sie im Anfang war, hat ihm später sehr geschadet. Je mehr seine Worte gebraucht und mißbraucht wurden, desto mehr verschob sich in der Volksphantasie sein Bild. Was in der aufgeregten Zeit von 1813 und 1815 seine Berechtigung gehabt, das erfuhr in den Jahren der Stagnation und nach der Enttäuschung von 1848 eine anfangs unmerkliche, dann folgenschwere Umwandlung. Vernunft ward Unsinn, Woltat Plage. Denn es gibt zweierlei Popularität: die eine beruht auf tiefem Verständnis des Ge-

Digitized by Google

feierten und trägt ihren Segen in sich selbst; die andre geht hervor aus einem gutmütig verständnislosen Vorurteil und muß eines Tags der strengeren Wahrheit weichen. Schiller ist eine Zeitlang dieser zweiten Art von Volkstümlichkeit verfallen. Er, der sich zu einem Aristokraten der Bildung emporgearbeitet hatte, wurde schon vor der Mitte des 19. Jahrhunderts vielfach herabgezogen zum Wortführer des deutschen Philisteriums. Der Durchschnittsbürger legte sich eine winzige Auswahl des Gemeinverständlichsten aus Schillers Dichtungen zurecht und ignorierte alles übrige. Nach dieser Auslese, an deren Spitze natürlich das Lied von der Glocke stand, schuf er sich ein freundliches Bild seines Lieblingsdichters. Und so wimmelt es nun jahrzehntelang in allen Stammbüchern und Hochzeitstoasten von Zitaten aus Schillers Werken. Ja, was bezeichnend ist für eine fragwürdige Art von Popularität: kein Dichter ist so oft witzlos, nur für die Lachlust von Banausen parodiert und travestiert worden, wie eben er.

Das Jahr 1859 brachte ihm dann freilich eine große Genugtuung, und damit konnte er zum zweiten Male eine ebenso umfassende Wirkung ausüben wie 1813. Das ganze deutsche Volk ohne Unterschied des Standes, des Alters und der Partei tat sich zu einer Feier ohnegleichen zusammen. Und nicht etwa waren es diesmal nur die großen Scharen der Hurrarufer und Phrasenhelden, die den Ton angaben, sondern auch die Urteilsfähigsten, die Erlesensten des Volkes führten das Wort: Jacob Grimm, Gottfried Keller und viele andre benutzten damals die Gelegenheit, nicht nur den geliebten Dichter zu verherrlichen, sondern auch unvergeßlich Schönes über unser ganzes Volk, unsre Sprache, unsre Poesie zu sagen.

Im Jahre 1859 war die Wertschätzung Schillers so groß, daß viele ihn unmittelbar neben, ja sogar über Goethe stellten. Diese Auffassung war zwei Jahre früher auch durch das Weimarer Doppelstandbild zum Ausdruck gekommen — Goethe und Schiller die Hand nach einem und demselben Dichterkranze ausstreckend — jenes würdevolle Monument, dessen innere wie äußere Har-

Digitized by Google

monie uns bei jeder neuen Betrachtung wieder wohltut, auch wenn wir die darin verkörperte Überzeugung nicht mehr teilen. Aber mochte der Erörterung über den Vorrang Goethes oder Schillers eine Überschätzung, oder, was wohl richtiger ist, eine falsche Fragstellung zu Grunde liegen, es war doch etwas Wundervolles und Erhebendes, daß ein ganzes Volk, das sich über seine sprachliche und kulturelle Einigung hinaus auch nach einer nationalen und politischen sehnte, seinen Dank konzentrieren durfte auf eine einzige leuchtende Heroengestalt. Und dem Dichter, dem Denker, dem Begeisterer in Schiller gebührte dieser Dank mit Recht; ein Irrtum war es nur, hervorgerufen durch die Zeitlage, daß man in dem hohen Freiheitsapostel damals auch einen großen politischen Geist entdecken und feiern wollte. Das ist er nicht gewesen; das konnte er zu seiner Zeit gar nicht sein.

Das deutsche Bürgertum, als es im 18. Jahrhundert die eng begrenzten Sorgen um die eigne Existenz überwunden hatte und nun weiter hinauszublicken wagte, hat erst langsam in der Folge dreier Generationen mit mannigfachen Rückfällen lernen müssen, zuerst weltbürgerlich zu schwärmen, dann vaterländisch zu empfinden und zu handeln, und endlich politisch zu denken und zu urteilen. In dem Beginn dieses großen Prozesses, der beinahe ein Jahrhundert umfaßt, ist Schiller der Nation ein wichtiger Helfer und Wortführer gewesen; herrlicher als er hat keiner das sehnsuchtvolle weltbürgerliche Bekenntnis unsrer Urväter in Worte gefaßt. Aber in die Einzelheiten der augenblicklichen Zeitfragen hatte er keinen ruhigen Einblick; daran hinderte ihn seine schnell auflodernde Leidenschaft und seine Neigung, die politischen Probleme ihres momentanen Anlasses zu entkleiden und von ihnen stets zu allgemeinen Menschheitsfragen aufzusteigen.

Niemals ist Schiller populärer gewesen als im Jahre 1859; eine überschwengliche Dankesfülle hat man ihm entgegengebracht, so groß, daß aus dem Übermaß unweigerlich auch Schaden hervorgehn mußte. Der blieb in der Tat nicht erspart. Aus der Anerkennung Schillers hörten ungezählte Poeten die Aufforderung

Digitized by Google

heraus, mit ihren kleinen Schritten seinen Riesenfußstapfen nachzutrotten. Schon die politische Lyrik der vierziger Jahre hatte noch einmal ganz den Tonfall Schillerscher Verse und Schillerscher Phrasen angenommen. Und vor allem eine Legion von Dramatikern glaubte ihn durch ihre Gefolgschaft zu ehren, jene vielen rosigen Nachahmer mit dem sehnsüchtigen Augenaufschlag. Wäre Schiller in den vierziger, fünfziger, sechziger, siebziger Jahren auf die Erde zurückgekommen, niemanden würde er mit schärferen Geiselhieben zum Tempel der Kunst hinausgetrieben und mit vernichtenderen Xenien verfolgt haben, als die, die sich mit lächelnder Vertraulichkeit an seine Sohlen geheftet hatten und die durch ihre breitspurige Majorität den besten unter unsern Dramatikern so lange den Platz versperrt hatten, einem Kleist, Grillparzer, Hebbel. Es konnte nicht ausbleiben, daß man das, was dieser Bettelchorus der Epigonen verschuldet hatte, Schiller selbst zur Last legte, ihm, nach dessen Sinne es niemals gewesen wäre, die Gegenwart um der Vergangenheit willen zu vergessen oder gering zu schätzen. Dieser ganze Heereszug von Nachahmern mußte erst wieder verjagt werden, wenn bessere Zeiten kommen sollten; Schiller selbst mußte, um nach seinem ganzen Wert geschätzt zu werden, erst wieder als der Einsame dastehn, zu dem er sich im Leben heraufgearbeitet hatte.

Daß das wenigstens angebahnt, wenn auch noch lange nicht erreicht ist, das ist auf der einen Seite dem durch Goethe geweckten und immer wachsenden künstlerischen Sinn im Volke zu danken; anderseits hat auch die deutsche Wissenschaft ihr bescheiden Teil daran, die Nachahmer zu kennzeichnen und Schillers Gestalt, die durch guten Willens Ungeschick so arg entstellt war, vor Verschönerung wie vor Verunglimpfung zu retten. Wie bei einer Ausgrabung in Olympia ist es zugegangen; manchen Spatenstich hat es gekostet und manche Karre Schutt mußte weggefahren werden, bis das Heroenbild wieder frei und gereinigt dastand. Die Gedenkfeier vom 9. Mai 1905 wird gewiß, wie vorauszusehen, manchen frommen Unrat wieder auf die alte Stelle

Digitized by Google

schaffen. Dann schaufeln und karren wir weiter. Das Versprechen legen wir dem toten Dichter auf den Sarkophag.

Inzwischen hat es den Anschein, als ob Schiller gerade jetzt in ein drittes Stadium seines Nachwirkens treten sollte, oder schon getreten ist. Mit jener Erweckung und Verbreitung künstlerischen Sinnes, die ein Kennzeichen unsrer Tage ist, hängt es zusammen, daß man die Kunst nun auch dem ganzen Volke zugänglich machen möchte. Das Problem der ästhetischen Briefe Schillers lebt wieder auf: Die Erziehung der Menschheit durch die Kunst. Leider aber macht sich dabei mancher Übereifer geltend; ein unterschiedloses Populariſieren erblickt man vielerorts, wo größte Vorsicht am Platze wäre. Da kann Schiller vielleicht wieder einmal der gute Genius seines Volkes werden, diesmal nicht anfeuernd, sondern vor Übereilung warnend.

Wir werden uns ja gewiß nicht die übermäßige Strenge seines Urteils in allen Punkten zu eigen machen und ihn sicher nicht stets zum alleinigen Richter einsetzen. Er würde, wenn das Schicksal ihm beschieden hätte, die Literatur des 19. Jahrhunderts zu sichten, mindestens nach Seiten der Lyrik hin, wo seine rezeptive Begabung ihre Grenzen hatte, grausam gehaust haben; Heinrich Heine würde er ebenso schroff abgelehnt haben, wie er einst Gottfried August Bürger mit erbarmungsloser Hand den Todesstoß versetzt hatte. Bis zu dieser Rigorosität folgt unser empfänglicheres Geschlecht ihm gewiß nicht mehr.

Aber gerade in den allgemeinen Fragen der Erziehung des Volkes durch die Kunst sollten unsre freigebigen Beglücker, wenn sie Verantwortlichkeit fühlten, Schillers Worte noch einmal nachdenklich hören und besonders jene ästhetischen Briefe lesen, in denen er von energischer und schmelzender Schönheit spricht und zu erwägen gibt, daß nicht jede Art der Kunst auf jede Generation und jedes Gemüt erziehlich wirken und daß ein abgespanntes Zeitalter durch ein Übermaß von schmelzender Schönheit unrettbar zur Weichlichkeit und Entnervung geführt werde. Dem tiefen Denker in Schiller ist vielleicht noch eine ganz eigne Rolle zugedacht.

Digitized by Google

So sehen wir ihn hundert Jahre nach seinem Tode in immer wieder erneuter Wirksamkeit. Und eben das gibt uns die Gewähr dafür, was wir auch in Zukunft an ihm haben werden. Es wird gewiß einzelnes, was er geschaffen hat und was zu tief im 18. Jahrhundert wurzelt, veralten. Wenn alles, was Ausdruck seines erhabenen Willens ist, uns ewig erquicken wird, so ist auf der andern Seite seine Sentimentalität uns schon recht entfremdet. Er hat nicht alle Rätsel der Menschenbrust lösen können. Für das Heimlichste und Innigste, was den einzelnen Menschen jubeln oder trauern macht, versagen ihm die Worte oft. Aber für all jene Empfindungen, die das ganze Volk oder die gesamte Menschheit beherrschen, für die fand er den überzeugenden Ausdruck. Drum, wo etwa im Ausland deutsches Wesen und deutsche Kultur in Gefahr ist, da sollte man sich um seine Persönlichkeit scharen. Von dem Trotz dieses Soldatensohnes, von seiner Tapferkeit läßt sich etwas lernen; und seine Stimme hat eine mächtig mahnende und warnende Kraft.

Schiller kann nach der Eigenart seines Geistes und seiner Kunst sich nicht mit einer stillen Gemeinde begnügen; er braucht, um Wirkung zu tun, ein laut zu ihm sich bekennendes Volk. Er kann nur herrschen, wenn in der ganzen Nation ein einziger großer Gedanke, ein gemeinsam hinreißender Wunsch lebt. Die Tage friedlichen Besitzes, die Tage kleiner Sonderinteressen, das sind nicht die Tage, in denen er seine Macht beweisen kann. In solchen Perioden, da werden vielleicht große Teile des Volkes seiner vergessen. Aber wenn die Zeiten des Entbehrens kommen, die Zeiten großer nationaler Enttäuschungen und Hoffnungen, dann wird jedesmal seine Glanzgestalt sich aus der Fürstengruft von Weimar erheben und lichtspendend durch die Reihen seines Volkes gehn. Wenn wir ihn dann nicht schon hätten, ihn nicht unverlierbar besäßen, wir müßten beten, daß er uns geboren würde.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LIBRARY

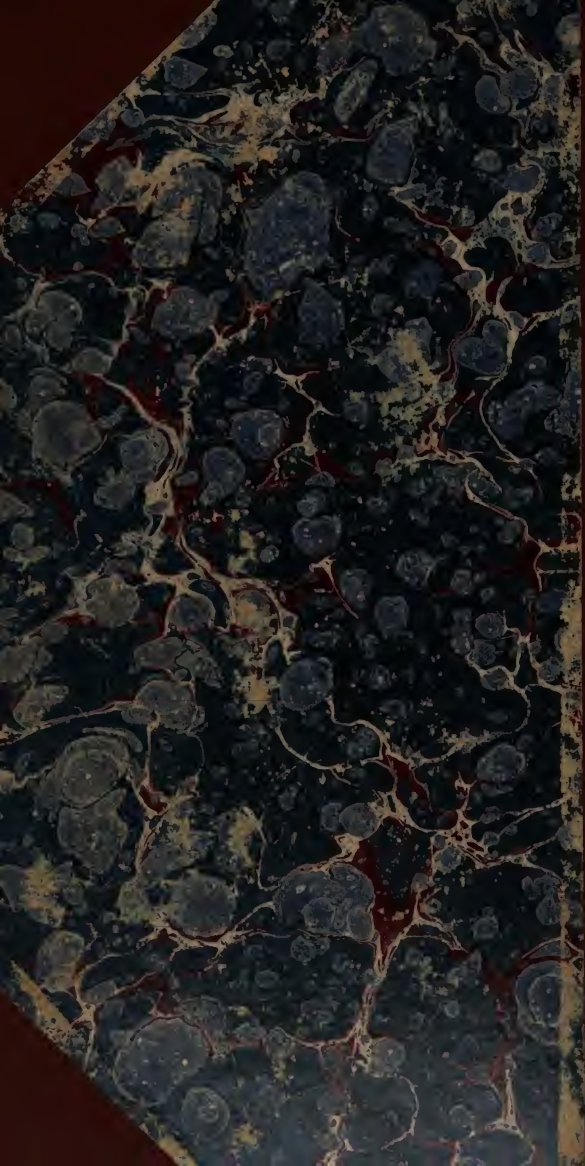
This is the date on which this book was charged out.

[30m-6,'11]

Digitized by Google

135683

Digitized by Google


Digitized by Google